

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 211 (1938)

Artikel: Der Schuss auf den Werwolf
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schuß auf den Werwolf.

(Eine wahre Begebenheit.)

Auf den Festungswällen der alten Weserstadt Minden hat sich vor langen Jahren eine seltsame Geschichte zugetragen — eine Tragödie vielleicht, entstanden aus jener Pflichterfüllung, der Preußen seinen Aufstieg verdankt, entstanden aber auch aus dem tief im Volke wurzelnden Überglauben, der erst in unseren Tagen wie ein Alp von den Menschen weicht.

Um das Jahr 1820 gab es in den engen Gassen um den ehrwürdigen Dom der festen Stadt Minden ein seltsames Geraune. Geschahen doch seit Wochen auf dem neu angelegten Festungswall vor dem Simeonstore unheimliche Dinge! Hals über Kopf kamen in den dunklen Sturmnächten die Posten in die Stadt gelaufen. Ihr Gewehr lag irgendwo, fortgeworfen, ihre Augen blitzen verstört, wenn sie auf der Wache Meldung machten. Diese Rapporte glichen einander stets genau. Der Posten hatte in der finsternen Nacht auf der Höhe des Walles gestanden. Der Sturm heulte. Der Regen peitschte dem Soldaten ins Gesicht — da plötzlich richtete sich aus dem Graben eine riesige Gestalt auf, ging mit plumpen Schritten und dumpfem Gebrumm auf den Posten los! Das konnte nur der Werwolf sein, jenes doppelbebige Wesen, von dem die Bauernjungen seit Kindestagen die gruseligen Geschichten wußten. Nun gab es kein Halten — der Posten warf sein Gewehr weg und riß aus. Was sollte schon der Widerstand gegen den fügelfesten Werwolf nützen!

Selbst alte Soldaten, die bei Quatre-Bras und Belle-Alliance im tollsten Kugelregen wacker ausgehalten hatten, bezogen mit tristem Gesicht die Nachtwache auf dem Simeonwall. Sie wußten, was ihnen blühte, wenn sie sich ohne Gewehr zum Rapport meldeten und die Werwolfsgeschichte erzählten. Möchte auch mancher Bürger und Kamerad Verständnis haben — einer in der Festung Minden hatte das nicht! Das war der Generalmajor Ernst Michael von Schwichow, der seit einigen Jahren die Festung kommandierte, nachdem er sich für seinen König auf vielen Schlachtfeldern ausgezeichnet hatte.

Dieser Schwichow war ein ganzer Kerl gewesen. Schon um 1793 hatte er bei Landau

und Mainz den ersten französischen Ansturm abgeschlagen. War dann später bei dem Unglück von Jena dabei. Als das Volk aufstand, fand man ihn auf den Schlachtfeldern von Neufirchen, Dresden, Peterswalde, Nollendorf und Kulm. Bei diesem letzten Zusammentreffen war es sein Regiment, das 1500 Franzosen gefangennahm.

Nun saß der alte Haudegen, den Friedrich Wilhelm von Preußen zum Kommandanten der Festung Minden gemacht hatte, in einer kleinen Stadt und mußte sich mit den Hasenfüßen abplagen, die Nacht für Nacht vor einem Gespenst ausrißen! Wehe demjenigen, der mit der Werwolfsgeschichte angelaufen kam. Der alte Schwichow verstand keinen Spaß.

Die Soldaten gelobten sich auch innerlich immer wieder, auszuhalten, wenn das Gespenst aus dem Graben auftauchte. Und so stand eines Tages ein junger Kerl auf Wache vor dem Simeonstore, der aus dem Hessischen stammte und den Teufel nicht fürchtete. Er hatte eine finstere Sturmnacht erwählt. Plötzlich hörte er aus der Tiefe des Grabens ein Geräusch. Der Soldat riß die Kanone an die Bache und wartete. Da sah er, wie sich aus der Dunkelheit ein schwarzes Wesen löste und sich auf ihn zuschob. Wie ein Blitz fuhr es dem Soldaten durch den Kopf: Das ist der Werwolf! Aber wenn dies Gespenst auch fügelfest sein sollte, vorbei war es ja so und so mit ihm — auf jeden Fall: Er drückte los. Der Schuß peitschte über den Wall. Der Soldat aber, der sein Ende erwartete, schraf hoch. Die schwarze massige Gestalt stürzte mit einem seltsamen Klägelaunt in den Graben. Dumpf hörte er sie auffschlagen, dann war es still.

Bis aus der Ferne der rote Fackelschein der Ronde aufleuchtete, stand der Bursche aus Hessen mit eisernem Gesicht auf dem Wall. Als man in den Graben hinabstieg, fand man eine Gestalt im zottigen Fell liegen. Man drehte sie herum und entdeckte, daß es ein Mensch war, der in einem Bärenfell steckte. Das Fell wurde zerschnitten. Eine Leiche fiel heraus — die Leiche des Festungskommandanten von Schwichow...

Der General hatte die Tapferkeit seiner blauen preußischen Grenadiere prüfen wollen. Alle enttäuschten sie ihn. Und der erste, der so war, wie er sein sollte, traf ihn mitten ins Herz.

Das Testament enthielt wenig Worte, aber die Bitte, den Toten dort zu begraben, wo ihn die Augel ereilen würde. Und so ist es geschehen. Man bestattete ihn am Fuße jenes Wallabschnittes, wo er als alter Soldat in treuer Pflichterfüllung sein Leben gelassen hatte...

Wer heute einmal über die mittlerweile mit hohen Bäumen bestandenen Glacisanlagen der alten Feste an der Weser geht, der kann den Sarg noch sehen. Er ist auf einen Sockel gesetzt, für dessen Umrahmung der preußische König kleine Kanonen stiftete.

Die Normaluhr.

In einer idyllischen Kleinstadt im Württembergischen steht, letztes Wahrzeichen aus dem Mittelalter, ein verwunschener Turm, von dem man für fünf Pfennige die Aussicht bewundern kann. Der Turm hat keine Uhr, aber jeden Mittag erdröhnt von seinen Zinnen ein Böller schuß, um allen Einheimischen zu verkünden, daß es nun zwölf Uhr mittags ist.

Einmal verirrte ich mich in das Städtchen. Ein Geschäft hatte mich hierher geführt und war erledigt worden. Da es aber nichts anderes im Städtle zu besichtigen gab und mein Zuglein erst in gut einer Stunde fahren sollte, so stieg ich seufzend und mit Vorsicht die ausgetretenen Stufen zur Turmhöhe empor, um die vielgerühmte Aussicht von oben zu bewundern. Plötzlich — im Anschauen des herrlichen Landschaftsbildes vertieft — erschraf ich über den unerwarteten Böller schuß, der dicht neben mir losging. Ich erkundigte mich bei dem Turmwart nach dem Grunde dieser kriegerischen Kundgebung und vernahm verblüfft ihre Erklärung. Dies wäre ja bereits die Stunde, da mein Zug gehen sollte!

Schon hatte ich meine Uhr in der Hand, stützte und fragte den Turmwart, wieso er denn wisse, daß es gerade jetzt zwölf Uhr mittags sei.

„Ha,“ sagte der, „dös weiß i vom Uhrmacher seiner Normaluhr drunte im Städtle, wonach i mein Uehrle richten tu.“

Es wunderte mich, daß mein sonst so gewissenhafter Chronometer eine volle Stunde nachgehen solle. Ich begab mich also in zweifelnder Unruhe

zu dem Uhrmacher mit der Normaluhr, um der Ursache des Übels gleich auf den Grund zu kommen — auf die Gefahr hin, daß ich nun noch bis zum Abend im Städtle auf den Abgang des nächsten Zuges warten müsse.

„Sagen Sie“, fragte ich das bebrillte Männlein, das umständlich in dem Chronometer herumstocherte, „wonach richten Sie denn Ihre Normaluhr?“

„No, halt nach dem Turmwart sei'm Böller schuß!“

Der Mann hat Humor!

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts trieb sich in den Vereinigten Staaten ein Mann herum, der sozusagen der Till Eulenspiegel der Neuen Welt war. Von seinen Streichen erzählte man sich ergötzliche Dinge, desgleichen von seiner Grobheit und Körperkraft. Als er es wieder einmal toll getrieben und sich der polizeilichen Festnahme durch rasche Flucht entzogen hatte, erließ der Gouverneur von New Orleans einen Steckbrief und bot darin eine Belohnung von 1000 Dollar für die Ergreifung des Flüchtigen. Da fühlte sich der Verfolgte in seiner Schalks ehre getroffen. Er, der größte Spaziermacher der Staaten, sollte nicht mehr als 1000 Dollar wert sein? Um seine Verachtung gegenüber dem knauerigen Gouverneur auszudrücken, schlug er eines Nachts an das Rathaus einer Stadt heimlich seinerseits einen Steckbrief an und versprach darin demjenigen eine Belohnung von 60,000 Dollar, der ihm, dem Verfolgten, den Gouverneur so auslieferte, daß er ihn „belangen“ konnte, und zwar „nicht gerichtlich“. Darüber lachte ganz Amerika. Und die Sache mit dem ersten Steckbrief wurde fortan nicht mehr weiter verfolgt.

Medizin.

Dr A. und Dr B. machen einen Krankenbesuch im Sanatorium Waldgesüster. Ein Patient pfeift aus Lehars „Paganini“: „Gern hab ich die Frau'n gefüßt!“ — „Hören Sie das, Kollege?“ sagte Dr A., „da pfeift einer seine Krankengeschichte.“